

1 Drei Kontroversen im Überblick

1.1 Einzigartigkeit versus Generalisierbarkeit

Als die Wissenschaft am 23. Februar 1997 der Öffentlichkeit das Genschaf Dolly präsentierte, entbrannte eine heftige Diskussion um das Klonen. Wird man das, was man dem Schaf genommen hat, dem Menschen am Ende auch nehmen? Die befürchtete, letzte Konsequenz ist der perfekte Mensch aus dem Labor, dem keine Einzigartigkeit oder Individualität mehr zukommt (vgl. Abb. 1.1).

Die Persönlichkeitspsychologie sieht die Einzigartigkeit des Menschen als sein hervorgehobenes Merkmal an. Theo Herrmann,



Abb. 1.1 Verlust der Einzigartigkeit (Collage von Georg Merzbacher)

der in seinem »Lehrbuch der empirischen Persönlichkeitsforschung« viele unterschiedliche Definitionen von Persönlichkeit miteinander vergleicht, fasst zusammen: »Einigkeit besteht ... darüber, dass die *Persönlichkeit ein bei jedem Menschen einzigartiges, relativ überdauerndes und stabiles Verhaltenskorrelat ist*« (Herrmann, 1991, S. 25). Nach dieser Definition bezieht sich Persönlichkeit nicht auf das konkrete Verhalten und Erleben selbst, sondern wird als einzigartiges Korrelat – als Entsprechung, Bedingung, Hintergrund – des konkreten Handelns und Erlebens aufgefasst.

Die Einzigartigkeit der Persönlichkeit erschließt sich nicht nur als Resultat wissenschaftlicher Reflexion. Auch im Alltagsleben, also außerhalb jeder wissenschaftlichen Beschäftigung, erleben wir uns als einzigartig und unverwechselbar. Dass Individualität unser hervorragendes Kennzeichen ist, scheint uns besonders dann aufzufallen, wenn diese Individualität den Charakter der Selbstverständlichkeit verliert, infrage gestellt oder bedroht wird wie etwa im Fall des Klonens.

Verlust von Individualität ist kein neues Thema. Die Schriftsteller beschäftigt es seit langem, z. B. in Form des meist als unheimlich oder sogar als traumatisch empfundenen Doppelgängererlebnisses. Das scheinbar identische Ich wird als existenzielle Bedrohung wahrgenommen, wie z. B. in Dostojewskis Novelle »Der Doppelgänger«:

Ganz außer sich lief der Held unserer Erzählung in seine Wohnung ... und blieb wie vom Donner gerührt auf der Schwelle seines Zimmers stehen. Alle seine Ahnungen hatten sich vollauf erfüllt. Alles, was er befürchtet und vorausgeföhlt hatte, war jetzt Wirklichkeit geworden. Sein Atem stockte, ihm wurde schwindlig. Der Unbekannte saß gleichfalls in Mantel und Hut vor ihm, auf seinem Bett, lächelte ein wenig und nickte ihm mit etwas zusammengekniffenen Augen freundschaftlich zu. Herr Goljadkin wollte schreien, brachte aber keinen Laut hervor. Er wollte auf irgendeine Art Einspruch erheben, aber seine Kraft reichte nicht aus. Das Haar stand ihm zu Berg, er sank sinnlos vor Entsetzen auf einen Stuhl. Er hatte auch allen Grund dazu. Herr Goljadkin hatte seinen nächtlichen Freund nun erkannt. Dieser nächtliche Freund war kein anderer als er selber, ein zweiter Herr Goljadkin, der aber genauso aussah wie er selber – mit einem Wort das, was man einen Doppelgänger zu nennen pflegt ... (Dostojewski, 1987, S. 59).

Zwischen beiden kommt es zu einem grotesken Kampf, der für Goljadkin im Wahnsinn endet. Der Doppelgänger bewirkt in nahezu allen literarischen Beispielen den Untergang seines Urbilds, das sich der Konfrontation mit dem Alter Ego nicht gewachsen fühlt (vgl. Hildenbrock, 1986).

Nach Gordon W. Allport, dem Nestor der amerikanischen Persönlichkeitspsychologie, tun sich alle Wissenschaften schwer, die Einzigartigkeit der Persönlichkeit als ihr Schlüsselmerkmal zu begreifen:

Jeder Mensch ist ein einzigartiges Produkt der Kräfte der Natur. Es hat niemals eine Person wie ihn gegeben, und es wird niemals wieder eine geben. Denken wir an den Fingerabdruck: Sogar er ist einzigartig. – Alle Wissenschaften, einschließlich der Psychologie, neigen dazu, diese entscheidende Tatsache der Individualität zu vernachlässigen ... Im täglichen Leben andererseits sind wir nicht in Gefahr zu vergessen, dass die Individualität das wesentlichste Kennzeichen des menschlichen Wesens ist. Ob wir uns im Wachzustand oder sogar im Traum befinden – immer erkennen wir ganz klar und handeln entsprechend, dass wir es mit Menschen als besonderen, ausgeprägten und einzigartigen Individuen zu tun haben ... In Anbetracht der Einzigartigkeit von Vererbung und Umwelt bei jeder Person könnte es auch nicht anders sein (Allport, 1966, S. 4).

Welches Problem hat die Wissenschaft mit der Einzigartigkeit der Persönlichkeit? Die Wissenschaft strebt das Erkennen von Gesetzmäßigkeiten an, die für viele oder alle Menschen gelten (allgemeine Gesetzmäßigkeiten): Sie verfolgt damit eine *nomothetische* Zielsetzung (*Nomothetisch* leitet sich ab von *nomothetikos*; griechisch: das, was Gesetze stiftet). Menschen werden damit als einander gleich oder ähnlich aufgefasst. Schon die mittelalterlichen Scholastiker warnten davor, Wissenschaft und Individualität zusammenzubringen: »Scientia non est individuorum.« Bedeutet dies, dass Persönlichkeitsforschung nur möglich ist, wenn man von der Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit eines einzelnen Menschen absieht? Kann die Wissenschaft das »blutvoll Einmalige eines Lebendigen« (Wellek, 1966) also überhaupt nicht zu ihrem Gegenstand machen? Oder umgekehrt: Ist Persönlichkeitspsychologie eine Disziplin, die eigentlich nur *idiographisch* vorgehen darf, d. h. sich auf das Beschreiben der Besonderheit einzelner Persönlichkeiten konzentrieren muss? (*Idiographisch* stammt von griechisch *idios* und bezeichnet das Eigene, das Besondere).

Die Frage, wie die Persönlichkeitspsychologie als Gesetze suchende Wissenschaft mit dem einzelnen Individuum umgehen soll, macht den Kern einer inzwischen hundertjährigen Kontroverse aus: Muss man Menschen als jeweils einzigartige Individuen verstehen, die unvergleichbar sind, sodass sich eine Abstraktion vom einzelnen Individuum verbietet? Oder lassen sie sich als im Wesentlichen gleich oder zumindest ähnlich auffassen, sodass man vom einzelnen Individuum absehen und zu Generalisierungen gelangen kann? befasst sich mit diesem Streit zwischen »Idio-

graphen« und »Nomothetikern« und vor allem mit den Möglichkeiten, ihn zu überwinden.

1.2 Person versus Situation

Wie Herrmann in seiner Kurzdefinition zum Ausdruck bringt, besteht bei ansonsten sehr unterschiedlichen Persönlichkeitsauffassungen Einvernehmen darüber, dass Persönlichkeit etwas relativ Stabiles, Konsistentes (Beständiges), die Zeit Überdauerndes darstellt. Wichtig ist die Betonung von »relativ«, denn neben Auffassungen, welche die weitgehende Stabilität von Persönlichkeitseigenschaften über Jahrzehnte hinweg betonen (vgl. Kap. 10), gibt es auch dynamische Interpretationen der Persönlichkeit, die Entwicklungen und Prozesse in den Mittelpunkt stellen (vgl. die biografische Persönlichkeitstheorie von Hans Thomae in Kap. 9). Solche dynamischen Interpretationen befassen sich aber ebenfalls mit der Stabilität des Verhaltenskorrelats, wenn z. B. untersucht wird, unter welchen Bedingungen aktuelle prozesshafte Formen der Lebensbewältigung chronisch, also stabil werden.

Nach Auffassung einiger Persönlichkeitspsychologen hängt das Kriterium der Stabilität oder Konsistenz mit dem Kriterium der Einzigartigkeit zusammen: Um die Einzigartigkeit einer individuellen Persönlichkeit in den Griff zu bekommen, also um z. B. die Eigenschaften zu erfassen, die sie von anderen unterscheidet, muss man nach konsistenten Unterschieden zwischen ihr und anderen Personen über verschiedene Situationen und über die Zeit hinweg suchen (z. B. Krahé, 1992).

Stabilität oder Konsistenz wird demnach von vielen Persönlichkeitsforschern als ein grundlegendes, unverzichtbares Definitionsmerkmal von Persönlichkeit eingeschätzt. Sie argumentieren, dass das Konzept der Persönlichkeit seinen zentralen Stellenwert verlöre, wenn wir in unserem Verhalten nur von temporären Stimmungen oder situativen Einflüssen abhängig wären. Gibt es Argumente, die die Bedeutung dieses kardinalen Definitionsmerkmals von Persönlichkeit infrage stellen?

Berus (ein Wärter): »Und weil Siebenundsiebzig die Regeln immer noch nicht begriffen hat, wird er jetzt mit seinem Kleidchen die Toilette putzen. Und bevor nicht alles blitzt und blinkt, gibt es für niemanden Besuch.« Tarek, Häftling Nr. 77, kniet nackt auf dem Fliesenboden und säubert die Toilette, während ihn die Wärter verhöhnen: »Unsere Nacktputze, hä.« Berus: »Da klebt noch was am Rand.« Gehorsam kratzt 77 mit den Fingern auch noch den Rand der Schüssel sauber.

Die Szene stammt aus dem deutschen Film »Das Experiment« von Oliver Hirschbiegel nach einer Romanvorlage von Mario Giordano.¹ Den Hintergrund lieferte ein Experiment, das Philip G. Zimbardo und seine Mitarbeiter 1971 an der Stanford University durchführten (vgl. Haney, Banks & Zimbardo, 1973). In dieser Studie, die heute zu den bekanntesten psychologischen Untersuchungen gehört (vgl. auch www.zimbardo.com und www.prisonexp.org), wurde das Verhalten von Studenten untersucht, die in einem Schein-Gefängnis (einem umgebauten Kellertrakt im Psychologiegebäude der Stanford University) entweder die Rolle eines Wärters oder die eines Gefangenen übernahmen.

Bei den Versuchsteilnehmern handelte es sich um ganz normale Studenten, die sich während der Sommermonate in der Gegend um Stanford herum aufhielten und sich gegenseitig nicht kannten. Die 21 Teilnehmer waren aus 75 Bewerbern ausgewählt worden. Sie hatten sich auf eine Zeitungsanzeige gemeldet, die nach männlichen Freiwilligen suchte, die bereit waren, an einer psychologischen Studie über *prison life* gegen eine Bezahlung von 15 \$ pro Tag teilzunehmen. Die 75 Bewerber wurden intensiv befragt in Bezug auf Familienhintergrund, physische und psychische Gesundheit sowie Gesetzesübertretungen. Außerdem füllten sie einen Persönlichkeitsfragebogen aus, der u. a. Skalen umfasste wie: Emotionale Stabilität, Extraversion, Konformität, Gehorsamsbereitschaft. Nur die in physischer und psychischer Hinsicht stabilsten Studenten, die zugleich am wenigsten durch antisoziale Verhaltensweisen in ihrer Biografie aufgefallen waren, ließ man am Experiment teilnehmen. Sie wurden zufällig den Bedingungen Wärter und Gefangener zugeordnet. Den »Wärtern« wurde gesagt, sie sollten einen vernünftigen Grad von Ordnung aufrechterhalten, um ein effektives Funktionieren des Gefängnisses zu gewährleisten. Den »Gefangenen« wurde angekündigt, dass sie damit rechnen müssten, während der Gefangenschaft überwacht zu werden und einen Teil ihrer bürgerlichen Grundrechte zu verlieren.

Beeindruckendes, für die Initiatoren überraschendes Ergebnis war, dass das Verhalten der Teilnehmer bei weitem über die Erwartungen hinausging, die man mit den zugeordneten Rollen verband: Die Wärter pochten auf ihre Autorität und schikanierten die Gefangenen, während die Gefangenen mit Widerstand oder Passivität reagierten. Schon nach zwei Tagen mussten fünf der Gefangenen wegen gravierender emotionaler Probleme das Experiment beenden. Bereits nach sechs Tagen musste das ganze Experiment abgebrochen werden. Man ist sich heute einig, dass der Versuch aus forschungsethischen Gründen auf keinen Fall hätte durchgeführt werden dürfen. Ein entsprechender Forschungsantrag würde heutzutage an den Ethikkommissionen der psychologischen Fachverbände und der Förderungsorganisationen scheitern.

1 Für die Ausarbeitungen zum Vergleich von Film und Experiment bedanke ich mich bei Andrea Wittmann.

Der situative Druck hatte die Teilnehmer also zu einem extremen Verhalten veranlasst, das nicht zu ihrem üblichen Repertoire gehörte. Ein für die eigenschaftszentrierte Persönlichkeitspsychologie »befremdliches« Ergebnis war, dass das Ausmaß des aggressiven Verhaltens der Wärter und des passiven Verhaltens der Gefangenen nicht mit den vorher im Fragebogen ermittelten Eigenschaften zusammenhing. Unter dem situativen Druck wurde sadistisches Verhalten bei Individuen ausgelöst, die keine »sadistischen Typen« waren (Haney et al., 1973, S. 89). Mit anderen Worten: Die Ausprägungen auf den erfassten Eigenschaftsdimensionen, die doch für die konsistenten, überdauernden und charakteristischen Merkmale der Persönlichkeit der Studenten standen, erlaubten keine Vorhersage des Verhaltens im Versuch. Nach Zimbardo sind es daher nicht Persönlichkeitseigenschaften, die das Verhalten bestimmen, sondern massive Einflüsse der Situation. Er zog daraus den generellen Schluss, dass kaum etwas vorstellbar sei, wozu die meisten Menschen nicht durch den Einfluss der Situation gebracht werden könnten – weitgehend unabhängig von ihren Eigenschaften, Einstellungen, Überzeugungen oder Wertvorstellungen.

Im Gegensatz zu der häufig verkürzten und »dramatisierten« Darstellung des Stanford-Gefängnisexperiments, nach der schon wenige Tage ausreichen, um aus den Versuchsteilnehmern in der Wärterrolle erbarmungslose Folterknechte zu machen, wird bei genauer Betrachtung der Untersuchungsergebnisse deutlich, dass sich die einzelnen Wärter doch erheblich in ihrem Verhalten unterschieden: Nur etwa ein Drittel der Wärter zeigte nämlich schikanöses Verhalten, zwei Drittel verhielten sich entweder streng, aber fair oder sogar freundlich zu den Gefangenen. Für einen Kritiker des Stanford-Gefängnisexperiments, Erich Fromm, beweist die Studie eher das Gegenteil von Zimbardos Schlussfolgerungen, »... dass man die Leute *nicht* so leicht nur mit Hilfe einer geeigneten Situation in Sadisten verwandeln kann« (1985, S. 78).

Zurück zum Film: Als Spielfilm mit fiktiven Inhalten angelegt, löst er sich ganz von der Vorlage des Zimbardo-Experiments. Er enthält nämlich Szenen mit massiver physischer Gewaltanwendung, Mord und Vergewaltigung. Um aber von der Authentizität des realen Zimbardo-Experiments profitieren zu können, warb die deutsche Filmgesellschaft zunächst mit der ungeheuerlichen Behauptung »nach einer wahren Begebenheit«. Verständlicherweise haben Zimbardos Anwälte verlangt, jeden Hinweis auf seine Untersuchung zu entfernen.

Fazit: Die Stanford-Gefängnisstudie hat sich über Jahrzehnte hinweg für die Diskussion um die relative Bedeutung von Situation und Person als sehr anregend erwiesen. Die Studie wird häufig als ein-

drucksvoller Beleg für den überwältigenden Einfluss von Situationen auf das Verhalten zitiert, scheint aber eher zu belegen, dass eine massive Drucksituation bei einigen, aber eben nicht bei allen Personen (in der Wärterrolle) zu schikanösem und feindseligem Verhalten führen kann. Damit veranschaulicht der Versuch meiner Meinung nach die These einer Wechselwirkung von Situation und Person. Ungeklärt bleibt der Anteil der Persönlichkeit in Form von Eigenschaften: Es ist schon verwunderlich, dass die großen Unterschiede im Verhalten der Wärter nicht zumindest ansatzweise mit den erfassten Eigenschaften in Beziehung standen. Haben die Autoren möglicherweise nicht die wesentlichen Eigenschaften, Motive, Grundüberzeugungen erfasst, die für das Verhalten im Experiment entscheidend waren? Sollte man – über Zimbardo hinausgehend – deutlich unterscheiden zwischen sadistischem Verhalten, das durch entsprechend sadistische Vorschriften ausgelöst wird, und Sadismus als Eigenschaft, bei dem man Gefallen daran findet, andere zu quälen (vgl. Fromm, 1985)?

Die Resultate des Stanford-Gefängnisexperiments wurden von Walter Mischel als Argument gegen die Grundannahmen klassischer Eigenschaftstheorien verwendet (vgl. Kap. 11). Mischel warf den Anhängern von Eigenschaftsauffassungen vor, sie würden von einer überzogenen Konsistenz der Persönlichkeit ausgehen und die Abhängigkeit von situativen Einflüssen ignorieren. Die dadurch ausgelöste Konsistenzdebatte und mögliche Lösungsvorschläge stehen im Mittelpunkt von

1.3 Außensicht versus Innensicht

Der Begriff *Persönlichkeit* erfreut sich im Alltag größter Beliebtheit. In den Buchhandlungen gehören Bücher, die *Persönlichkeit* im Titel enthalten, zu den Blickfängern. Repräsentative Buchtitel im Bereich von Training und Weiterbildung sind z. B. »Führen durch Persönlichkeit«, »Charisma: Beruflicher und privater Erfolg durch Persönlichkeit«. In einem Buch mit dem Titel »Persönlichkeitsbildung« soll der Leser in 77 inspirierenden Kapiteln erleben, wie er die Persönlichkeit wird, die er sein möchte, z. B. »Wie Sie persönlichen Magnetismus erzeugen und ausstrahlen können.« In Werbeanzeigen ist ebenfalls oft von »Persönlichkeit« die Rede. Ein Hersteller von Kontaktlinsen wirbt mit dem Spruch: »Ein neues Aussehen – eine neue Persönlichkeit.« In der Outfit-Beratung wird die Faustregel empfohlen, nicht jeden Mode-Unsinn mitzumachen, sondern den Stil auf die »eigene Persönlichkeit« abzustimmen.

1.3.1 Evaluative und deskriptive Bedeutung von Persönlichkeit

In all diesen Beispielen wird der Begriff *Persönlichkeit* in stark wertender (evaluativer) Weise verwendet. Persönlichkeit stellt einen Begriff mit eindeutig positivem Wertakzent dar. Solche evaluativen Aussagen machen wir auch, wenn wir jemanden als große, echte oder starke Persönlichkeit beschreiben. Jemanden als Persönlichkeit zu bezeichnen, stellt also eine Art Würdigung, fast eine Auszeichnung dar. Oft kommen wir zu solchen Aussagen aufgrund der Wirkung, die andere Menschen auf uns ausüben. Personen mit viel Persönlichkeit hinterlassen einen starken Eindruck. Sie imponieren z. B. durch soziale Kompetenz, Durchsetzungsfähigkeit, Charisma oder auch durch Authentizität (Glaubwürdigkeit).

Persönlichkeit wird hier über das *Außenbild* oder die Außenwirkung erfasst, also über die Wirkung auf andere. Die wissenschaftliche Persönlichkeitspsychologie lehnt jedoch eine Einengung des Begriffs Persönlichkeit auf Ansehen, Attraktivität, charismatische Wirkung etc. ab. So urteilt Gordon W. Allport:

Die Meinung, dass der eine Mensch ›mehr‹, der andere ›weniger‹ Persönlichkeit als dieser oder jener besitze, können wir nicht akzeptieren. Diejenigen, die keinen Charme haben, sind im psychologischen Sinn ebenso reich ausgestattet wie jene, die ihn besitzen, und sind für die Wissenschaft ebenso interessant (Allport, 1970, S. 23).

In der wissenschaftlichen Psychologie wird der Begriff *Persönlichkeit* daher neutral beschreibend (deskriptiv) verwendet. Gegenstand der Persönlichkeitspsychologie sind alle Menschen, auch diejenigen, die normalerweise keine besondere Beachtung finden, wie z. B. der sprichwörtliche Mann auf der Straße. Ebenso werden unter *Persönlichkeit* Menschen subsumiert, die primär durch negativ bewertete Handlungen auffallen, z. B. Kriminelle, Kriegsverbrecher oder Despoten. In diesem Sinn wären auch Adolf Eichmann oder Slobodan Milošević Persönlichkeiten.

1.3.2 Äußere Wirkung und innere Struktur

Die populäre Vorstellung von Persönlichkeit als die »Wirkung nach außen« wurde bereits in der Frühzeit der wissenschaftlichen Persönlichkeitspsychologie diskutiert. Allport hat sie in seinen beiden klassischen Standardwerken der Persönlichkeitspsychologie dargestellt und vehement kritisiert (Allport, 1937; 1966). Er bezeichnet entsprechende Auffassungen von Persönlichkeit als »biosozial«.

Nach dieser Auffassung stellt Persönlichkeit die Summe der Handlungen dar, mit denen jemand andere Leute mit Erfolg beeinflusst, oder – allgemeiner formuliert – Persönlichkeit umfasst die Wirkungen, die ein Individuum auf die Gesellschaft ausübt. Persönlichkeit ist also der Eindruck, den ein Mensch auf andere macht (social stimulus value). Allport kontrastiert die biosoziale Auffassung mit seiner eigenen Konzeption von Persönlichkeit, die er als »biophysisch« bezeichnet:

Die *biosoziale* Auffassung steht in scharfem Gegensatz zur hier dargestellten *biophysischen* Auffassung, welche daran festhält, dass Persönlichkeit, psychologisch gesehen, das ist, was jemand wirklich ist, ohne Rücksicht auf die Art, in der andere die Eigenschaften des betreffenden Menschen wahrnehmen oder werten (Allport, 1949, S. 42).

Allports eigene Persönlichkeitsauffassung betont demnach die von der sozialen Umwelt abgehobene Existenz des Individuums und stellt dessen innere Eigenschaften in den Mittelpunkt. Allport führt insbesondere zwei Punkte an, die gegen das externe Wirkungsmodell sprechen: Es geht einmal um die (1) Vernachlässigung der persönlichen Eigenschaften und Motive und (2) um die Schwierigkeit, den »wahren« Eindruck der Persönlichkeit zu bestimmen.

Zu (1): Konzentriert man sich ausschließlich auf das Außenbild, also auf den Eindruck, den jemand bei anderen erzeugt, werden möglicherweise die entscheidenden Eigenschaften und Motive nicht erfasst. Folgendes fiktive Beispiel von McMartin (1995) soll Allports Auffassung veranschaulichen:

Jill, eine Studentin, erscheint durch ihr extravertiertes, sozial kompetentes Verhalten als souverän und selbstsicher. Sie selbst sieht sich aber durch innere Leere und durch geringen Selbstwert gekennzeichnet. Es ist für sie eine Horrorvorstellung, allein zu sein. Sie ist davon überzeugt, nur dann wertvoll zu sein, wenn sie es versteht, andere durch ihr Auftreten zu faszinieren. – Jack, ein Student, dagegen lässt sich als wenig gesellig charakterisieren. Er geht kaum aus sich heraus und erscheint anderen langweilig und nichtssagend. In Situationen mit anderen Menschen hält er sich zurück, weil er gar nicht den Wunsch hat, andere zu beeindrucken. Er ist gern allein, weil er über ein reiches Innenleben verfügt, was sich gelegentlich in besonders schöpferischen Leistungen manifestiert.

Fazit im Sinne Allports: In beiden Fällen hätte also die ausschließliche Beachtung des äußeren Eindrucks zu einer Fehleinschätzung geführt. Dagegen lässt sich aber argumentieren, dass im Falle einer Nichtbeachtung des Eindrucks, den sie auf andere machen, auch ein unvollständiges Bild beider Persönlichkeiten ent-

standen wäre. Es kann also gar nicht um die Wahl zwischen beiden Perspektiven gehen, Persönlichkeit muss sowohl aus der Perspektive des Akteurs (Innenbild) als auch aus derjenigen des Beobachters (Außenbild) erfasst werden.

Zu (2): Erst im Spiegel der Beurteilung durch andere Menschen – so räumt Allport ein – wird unsere Persönlichkeit überhaupt wahrnehmbar, aber welche Persönlichkeit?

Wie kann man von uns wissen, wenn nicht dadurch, dass wir auf andere Menschen wirken? Das stimmt, aber was nun, wenn wir auf verschiedene Leute unterschiedlich wirken? Haben wir dann mehrere Persönlichkeiten? Wäre es nicht viel eher möglich, dass der eine Urteilende einen richtigen Eindruck von uns hat und die anderen einen falschen? Wenn das so ist, so muss es in uns etwas geben, das unsere ›wahre‹ Natur bildet (wie variabel diese auch sein mag) (Allport, 1970, S. 23).

Wäre es aber nicht auch möglich – so könnte man Allport entgegen –, dass die verschiedenen Wirkungen, die wir auf verschiedene Leute ausüben, unterschiedlichen Selbstbildern unserer Persönlichkeit entsprechen? Angenommen, jeder Beobachter kennt uns schwerpunktmäßig aus einem anderen Lebensbereich: Verhalten wir uns im beruflichen Kontext häufig nicht ganz anders als in der Familie oder im Freizeitbereich? Wäre es daher nicht legitim, die unterschiedlichen Eindrücke als »gleichberechtigte« Erscheinungsweisen unserer Persönlichkeit zu betrachten und sie nicht vorschnell als richtige oder falsche Eindrücke der Beobachter zu klassifizieren? Hinzu kommt, dass sich Personen in der Fähigkeit und im Motiv, verschiedenen Beurteilern gegenüber unterschiedliche oder übereinstimmende Eindrücke hervorzurufen, drastisch unterscheiden können (vgl. Kap. 15.1 Self-Monitoring). Jedenfalls scheint es mehrere Ursachen für voneinander abweichende Fremdurteile über eine Person zu geben.

Es mag mit der scharfen Ablehnung durch Allport selbst zusammenhängen, dass sich Modelle der externen Wirkung in der Persönlichkeitspsychologie nicht wirklich durchsetzen konnten. Die »Inneren Struktur«-Modelle sind viel charakteristischer für die Persönlichkeitspsychologie als die Modelle der »Äußeren Wirkung«. Untersuchungen über Eindruckssteuerung und externe Wirkung findet man eher im sozialpsychologischen Bereich.

Kritiker des externen Wirkungsmodells wie Allport berücksichtigen meiner Meinung nach zu wenig, dass der äußere Effekt, die Wirkung auf andere, mit den Eigenschaften des Individuums mehr oder weniger korrespondieren kann. So können sich »Außenwirkung« und »innere Eigenschaften« weitgehend entsprechen, wenn z. B. Personen das Ziel verfolgen, ihre Selbstbilder – als subjektive